

IM SPIEGEL DER ZEIT

Stellvertreter Gottes und der Menschen

Am Ende einer Führung durch die barocke bayerische Klosterkirche Fürstenfeld steigen wir in die Krypta hinunter. Sie liegt unterm Chorraum, also Osten zu, und birgt die Gräber der bis 1806 hier wirkenden Zisterzienser. An der Nord- und Südseite des niedrigen Raumes liegen die gewöhnlichen Mönche, am weitesten östlich dagegen, an der Stirnseite des Raumes und zudem durch ein Gitter abgetrennt, sind die Äbte bestattet. Diese werden, so dachte man, am Jüngsten Tag, wenn der Herr als aufgehende „Sonne der Gerechtigkeit“ von Osten kommt, zuerst auferstehen. Unerhört, sagt eine Frau, die Standesunterschiede bis in die Ewigkeit zu verlängern. Das könnte den geweihten Herrn so passen: als Erste auferstehen! Und dass man selbst für Tote noch Gitter errichte, um sie von den Normalsterblichen (!) zu trennen – welch klerikale Anmaßung! Ein älterer Mann pflichtet ihr bei und zitiert aus dem Kopf bekannte Bibelstellen: Wer unter euch der Erste sein will, der sei der Diener aller (vgl. Mk 9,43f.). Und: Die Ersten werden die Letzten sein ... (vgl. 10,31). Unser Fremdenführer, der selbst Priester ist, schmunzelt vor sich hin. Man weiß nicht, ob über die ruhenden Äbte oder über die aufgebrachten Gäste.

Katholische Reizthemen

Die Frage, wer zuerst von den Toten auferstehen wird und wer zuletzt, mag auf den ersten Blick allzu spekulativ sein, um Gläubigen von heute auf den Nägeln zu brennen. Überdies dürfte sie – zumindest im Sinne eines neuzeitlichen Faktenpositivismus – kaum zu beantworten sein. Man könnte sie somit getrost auf sich beruhen lassen, wären diese jahrhundertealten zisterziensischen Bestattungspraktiken nicht imstande, auch heutige Besucher noch derart in Rage zu bringen. Aber geht es den Empörten von heute tatsächlich ums Mittelalter, um theologische Spekulation und tote Zisterzienser? Natürlich nicht. Wenn die Leute sich über Vergangenes aufregen, geht es ihnen immer um die Gegenwart und um ihr eigenes Leben: in diesem Fall um die katholischen Dauer-Reizthemen „Hierarchie“ und „Weihepriestertum“.

Diese werden meist als kirchenpolitische Phänome betrachtet: die dort „oben“, wir hier „unten“; die dürfen Dinge tun (z.B. der Eucharistie vorstehen), die wir nicht dürfen; die schreiben uns vor, was wir zu tun und zu lassen haben (z.B. keinen Suizid zu begehen etc.). Lauter Zumutungen für demokratische Staatsbürger, die es gewohnt sind, Entscheidungen zu treffen, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen und dafür Verantwortung zu tragen. Die erste Zumutung betrifft also eine gewisse Exklusivität der Ämter, die zweite den Anspruch moralischer Normen. Diese beanspruchen Geltung in guten wie in schlechten Zeiten, findet der slowenische Philosoph und Psychoanalytiker *Slavoj Žizek*. Der moderne Mensch neige allerdings zur Gelegenheitsethik:

„Wenn uns ein Gebot zu streng erscheint, kehren wir eben einfach zu jener Szene auf dem Berg Sinai zurück und formulieren es neu: ‚Du sollst keinen Ehebruch begehen – außer wenn er emotional aufrichtig ist und deiner profunden Selbstverwirklichung dient ...‘.“¹

Zizek beklagt eine fatale „Verkennung des Unterschieds zwischen emotionalen Höhen und Tiefen und einer unbedingten symbolischen Verpflichtung, die genau dann eingehalten werden muss, wenn sie nicht mehr von Emotionen gestützt wird“.² Erst wenn eine Ehe dabei sei zu scheitern, werde das Verbot der Scheidung als Norm überhaupt interessant. „Denn wer käme auf den Gedanken sich scheiden zu lassen, solange er/sie glücklich verheiratet ist?“³ Ein Anpassen der Normen an „neue Realitäten“ beraubt das Gesetz laut Zizek seiner Würde und unterwirft es reinen Nützlichkeitsaspekten. In der Anschauung „Das Gesetz muß mir nützen“ erblickt Zizek die eigentliche Gesetzlosigkeit, und er erinnert daran, dass „eine richtige ethische Einstellung ihren Preis hat“.⁴ Erstaunliche Thesen für einen von Marx und Freud beeinflussten Denker, der freilich an anderer Stelle im Detail von Subversion und Unterwanderung sowie von der paulinischen Dialektik des Gesetzes handelt und der die „Überschreitung der Gesetzesnorm“⁵ als eigentlichen ethischen Akt feiert, da nur sie imstande sei, neu zu definieren, was eine Gesetzesnorm ist. Bezugspunkt auch für jegliche Überschreitung bleibt für Zizek freilich stets ein gültiges Gesetz, das es zu respektieren gilt.

Darstellung des Undarstellbaren

Reizvoll wäre es zu überlegen, ob Zizeks Modell der „unbedingten symbolischen Verpflichtung“ nicht auch eine Richtung weist, die erstgenannte Zumutung, Hierarchie und Weihepriestertum, erträglich und verständlich zu machen. Wir sprechen von Priestern als „Geistlichen“ und kennzeichnen sie damit als Repräsentanten einer offenbar nicht ohne weiteres zugänglichen Sphäre der Wirklichkeit. Sein Status weist den Priester aus als *Stellvertreter* – ein gängiger theologischer Topos, sagen doch die Dogmatiker, der Priester handle in der Eucharistiefeier „in persona Christi“. Der priesterliche Status erschöpft sich also nicht in Jurisdiktionsvollmacht und Vorstehergewalt; diese resultieren vielmehr aus einer anderen Dimension seines „Standes“, einer symbolischen, wie überhaupt der Dimension des Geistlichen, wo sie nach Darstellung strebt, stets Symbolhaftigkeit zu eignen scheint. Man spricht in Symbolen, wo man mit der Sprache des Tatsächlichen nicht weiterkommt. Um das Undarstellbare (Göttliche) darzustellen und nicht ganz und gar, wie es vielleicht angemessen wäre, vor ihm zu verstummen, spricht man in Bildern und Rätseln, in Metaphern und Gestalten uneigentlicher Rede. Zu dieser religiösen „Sprache“ gehören auch Kirchenräume, geprägte Zei-

¹ S. Zizek, *Das fragile Absolute. Warum es sich lohnt, das christliche Erbe zu verteidigen*. Berlin 2000, 167.

² Vgl. *ebd.*

³ *AaO.*, 168.

⁴ Vgl. *ebd.*

⁵ Vgl. *aaO.*, 162.

ten, Feste, Gebete, Gesänge, all die schöpferischen Werke „der religiösen Einbildungskraft“⁶ und das reiche, z.B. von *Romano Guardini* ausgebreitete Repertoire „heiliger Zeichen“⁷, das ebenso beredt wie diskret weiterspricht, wo unser abbildendes und bezeichnendes Sprechen längst an seine Grenzen gestoßen ist. Von diesem „poetischen“ Zusammenhang, von dieser „kulturellen Kreativität der christlichen Religion“⁸ aus lässt sich womöglich auch das Amt des Geistlichen – oder wenigstens einige seiner Aspekte – verstehen.

Priester als Bürge des ›Anderen‹

Das Priesteramt stellt, so einleuchtend seine historische Herleitung von weltlichen Vorsteherdiensten sein mag, weniger ein politisches als ein spirituelles Phänomen dar. Der Priester, der am Altar steht und betet, die Hände ausbreitet und den Segen erteilt, ist ein Bild, eine Ikone, in der für den, der sehen will und der Zusage traut – „dies ist mein Leib“ und „dies ist mein Blut“ –, Reales aufscheint, und zwar ein Reales, das weder vom Schauenden noch vom Geschauten, also weder vom Gläubigen noch vom Priester selbst stammt oder gemacht ist. Der Priester repräsentiert für den Gläubigen notwendig ein „Außen“, ein „Außer-mir“, ein „Nicht-Ich“, und steht so dafür ein, dass mir als Einzelnem das Größte und Beste von anderswo zukommt, dass ich es nicht aus mir selbst habe. Der Priester steht da und handelt, damit überhaupt ein „Anderer als ich“ dasteht und handelt. Damit verbürgt ist, dass der handelnde Gott ein Anderer ist und dass ich nicht Gott sein muss.

Ich muss im Grunde genommen nicht einmal „glauben“, da die hergestellte Situation – durch Liturgie, Räumlichkeit, zeitlichen Rahmen, durch Tätigkeiten wie Gesang und Gebet, Meditation oder Schriftgespräch – Glauben verbürgt.

Ledigwerden des Eigenen

Glauben ist das, was schon da ist, bevor ich selbst anfangen zu glauben. Glaube ist, was sich (bereits) ereignet (hat), und nicht, was meine launische Seele leistet. Und was sich ereignet, ereignet sich ohne mein Zutun, es ist nicht von mir und meinem „Glauben“ und meinen seelischen Kräften abhängig. Ich kann völlig davon ablassen und vertrauen, dass geschieht, was geschehen soll. Und wenn nichts geschieht, kein „religiöses Gefühl“ entsteht, kann ich auch darauf verzichten; ich verzichte auf das religiöse Erlebnis, auf Erleuchtung und innere Läuterung, ich werde leer und „ledig“ sogar von den Erscheinungsweisen des Glaubens selbst.⁹ Und indem ich vergesse, dass ich glauben

⁶ Vgl. A. Stock, *Poetische Dogmatik. Christologie*, Bd. 3: Leib und Leben. Paderborn 1998, 9.

⁷ Vgl. R. Guardini, *Von heiligen Zeichen*. Mainz 1992.

⁸ Vgl. A. Stock, *Poetische Dogmatik* (Anm. 7), 9: „›Poetisch‹ meint hier die ›poiesis‹ im griechischen Sinn des Wortes als Kraft, die etwas ins Werk setzt, Werke hervorbringt mit den Mitteln von Sprache und bildender Kunst.“

⁹ Vgl. Meister Eckhart, *Deutsche Predigten und Traktate*, darin *Predigt 32* über „Beati pauperes

oder nicht glauben könnte, indem ich vergesse, dass ich eine Wahl habe, ereignet sich – vielleicht – doch etwas in mir. Es ist das Ereignis des Leerseins. Und dieses ist nichts, was ich „habe“ und festhalten und worauf ich mir etwas einbilden könnte. Denn sobald ich es bemerke und feststelle und mich womöglich dazu äußern oder mich gar dessen rühmen möchte, ist es fort und aus, und es geht dem Erlebenden wie dem Beter, der bemerkt, dass ein Nicht-Beter ihm zusieht, und der sich nun selbst fragt: Was tue ich hier eigentlich?

Schutzräume des Gehorsams

Beten beginnt nicht mit dem Sagen, sondern mit dem Entsagen. Nicht, daß wir zu Wort kommen, ist wichtig, sondern dass Gott zu Wort kommt in uns. Kein Wunder also, dass in spiritueller Literatur so häufig Metaphern wie „Schale“, „Krug“ und „leeres Gefäß“ verwendet werden. In der Sprache der spirituellen Literatur heißt das, dass all meinem Handeln das Handeln eines anderen an mir vorausliegt. Dies soll aber nicht nur eine schöne Einsicht bleiben, sondern im Leben des Christen Gestalt annehmen. Fragt sich nur, wie? – wo wir doch tagaus tagein handeln müssen und wollen, Entscheidungen treffen, Meinungen und Interessen vertreten und uns produktiv in verschiedene Lebenszusammenhänge einbringen sollen? Wie soll man ein „geistliches“ Leben führen, wo „Macherqualitäten“ gefragt sind? Wie soll der Mensch „Schöpfer der Kultur“ sein und zugleich „die Fähigkeit zu jener Kontemplation und zu jenem Staunen ... wahren, die zur Weisheit führen?“¹⁰ Sich führen lassen, sich anvertrauen, gar sich überantworten – das scheint im zivilen Leben weitgehend undenkbar. Und doch bleibt es für den religiösen Menschen ein unabweisbarer Anspruch, dem er nur gerecht werden kann, wenn er immer wieder und regelmäßig Orte der Kontemplation aufsucht, an denen er leer werden kann ohne Angst, leer auszugehen, an denen er ein „Schauender“ wird ohne Angst, das Nachsehen zu haben, Orte, an denen er sich unterwirft ohne Angst, die Macht, die er aufgibt, könne sich gegen ihn wenden. Solche Orte sind „Schutzräume des Gehorsams“. Es sind Orte, an denen ich mich – aus freiem Willen – einer geistlichen Führung überlasse. Orte, an denen ich mich – aus freiem Willen – einer Form, einem Ablauf, einer Ordnung unterwerfe. Solche Unterwerfung kann sich z.B. in Exerzitien ereignen, in geführten geistlichen Übungen also – sie ereignet sich aber auch in jeder angemessen begangenen Eucharistiefeier.

Falsche Bescheidenheit

Der Priester, der symbolische „Unterwerfung“ ermöglicht, waltet in rechter Weise seines Amtes. Wo er die Ermächtigung, mit der die Weihe ihn ausstattet, herunterspielt,

spiritu“ (Mt 5,3). Hrsg. und übers. von J. Quint. Zürich 1979, 305: „Der Mensch, der diese Armut haben soll, der muß ... so ledig sein alles Wissens, daß er nicht wisse noch erkenne noch empfinde, daß Gott in ihm lebt ...“.

¹⁰ Vgl. *Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute* ›*Gaudium et Spes*‹, n. 54 u. 55.

und wo er seine eigene Autorität verschleiert, verleugnet er seinen Auftrag: Stellvertretend zu handeln, um den anderen das Nicht-Handeln zu ermöglichen; „Erster“ zu sein, damit die anderen „Letzte“ sein dürfen. Nichts ist peinlicher als ein Priester, dem die Exponiertheit seiner eigenen Funktion unangenehm ist. Liturgie verliert ihre Symbolkraft, wenn ein Priester sein priesterliches Handeln selbst relativiert. Und ein Geistlicher, der am Ende der Messe die Menschen mit der Segensformel entlässt: „Es segne *uns* der allmächtige Gott, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist ...“, hat sein Amt gründlich missverstanden. Indem er seine Vollmacht zu segnen – „Es segne *euch* ...“ – verleugnet, spricht er keinen Segen zu, sondern *bittet* um den Segen Gottes, für sich und für die anderen. Die Gemeinde wird also nicht mit dem Segen entlassen, sondern eher mit einer Bitte.

Natürlich: der geistliche Vorsteher *ist* „einer von uns“, er ist wie wir ein starker und schwacher Mensch, ein potentieller Held und ein Versager, ein Mensch, gemischt aus Gutem und Bösem. Die Weihe, die ihm zuteil wird, ändert daran erst einmal ebenso wenig wie der hohe moralische Anspruch, unter dem seine Existenz in den Augen der Gläubigen (und der Nicht-Gläubigen!) fortan steht. Dieser Anspruch kommt zum „Charakter“, den ihm die Weihe verleiht, noch hinzu, zentrales Merkmal seines Priestertums ist er nicht. Ein „guter“, d.h. verantwortlicher, aufmerksamer, hingabebereiter Mensch zu sein, ist allen Christen gleichermaßen aufgetragen, Priestern, Ordensleuten und Laien ohne Unterschied.

Befreiender Platzhalter

Das wesentliche Anderssein des Priesters bezieht sich auf seine Funktion und auf die Rolle, die ihm zugedacht ist im heiligen „Spiel“. Durch die Weihe wird er zum institutionellen Platzhalter, zum Repräsentanten und Darsteller Christi in den Sakramenten und damit zu einem Inbild der göttlichen Anwesenheit für die Gläubigen, für die damit augenscheinlich und evident werden kann, dass das Heil von „anderswo“ herkommt und dass nicht sie selbst es sind, die im Sakrament heilvoll an sich handeln. Durch dieses körperliche „Anderswoher“ seines Tuns verkörpert der Priester ein Grundgesetz jeglichen gläubigen Lebens. Und es mag durchaus sein, dass der Priester, der diesen Zusammenhang geistig und existentiell durchdrungen hat, sich auch einer größeren persönlichen Wahrhaftigkeit verpflichtet sieht und sich auch moralisch neu in die Pflicht genommen weiß. Er ist sich aber stets der Tatsache bewusst, dass er durch die Weihe keinen anderen (übermenschlichen) Seinsmodus erreicht hat, sein Herausgehobensein aus der Menge der Gläubigen ist vielmehr funktionell und rein „dienstlich“. Er ist qualitativ kein neuer und anderer Mensch geworden, als spirituelles „Oberhaupt“ stellt er vielmehr eine Kunstfigur dar und verbürgt als solche die Einheit und die Form des Gefüges, an dessen Spitze er steht. Da er „Erster“ ist, hat er nach dieser Logik das Pech, nicht „Letzter“ sein zu dürfen. Sein „Stellenprofil“ enthält die Aufgabe, die Gläubigen von der Pflicht zu entbinden, „Erste“ sein zu müssen wie im weltlichen Leben.

Erster sein für andere

Vom lebensverhindernden Zwang, „Erster“ sein zu müssen, berichtet das Neue Testament. Selbst die Apostel, von denen man annehmen sollte, dass sie durch ihren Umgang mit Jesus eines Besseren belehrt worden seien, streiten allen Ernstes darüber, wem von ihnen im Himmelreich der beste Platz gebührt. Menschen werden das nicht los. Stets wollen sie besser, schneller, moralischer sein als andere. Das ist ein Grundgesetz unserer „fleischlichen“ Existenz und die treibende Kraft jeglichen Webens und Strebens, Wollens und Wirtschaftens. Wer sich diesem Gesetz unterwirft, wird entweder ein erfolgreicher oder ein erfolgloser Mensch sein oder mal das eine und mal das andere. Jedenfalls ist der Erfolg die leitende Kategorie seines Handelns und seines Selbst- und Weltverständnisses. Ein religiöser Mensch ist freilich per Definition einer, dem das nicht ausreicht. Ohne gleich ein besserer Mensch zu sein, weiß er: Immer Erster-sein ist langweilig; immer Erster-sein-wollen macht krank. Die Lösung wäre: *Letzter sein*. Kein Macher sein. Das „Gesetz der Welt“ durchbrechen, wenigstens probenhalber und ab und zu und in einem geschützten Rahmen, wo ein anderer als „Erster“ definiert ist und mich dadurch frei und heil macht: „Wer bei euch groß sein will, der soll euer Diener sein“ (Mk 10,43). Und, so könnte man umkehren: Derjenige ist euer Diener, der sich nicht scheut, der Erste zu sein.

Letzter sein können

Stellt sich freilich noch die Machtfrage: Die geistliche Hierarchie ist mehr eine symbolische, ordnende und anordnende als eine politische. Ihre Autorität in bestimmten Bereichen muss aber unbestritten sein, sonst wird sie unglaubwürdig und steht ständig zur Disposition, was auch den „Machtlosen“ nicht hilft. Mag sein, ein Oberer wird sich von Zeit zu Zeit unbeliebt machen, unpopuläre Entscheidungen und Anweisungen treffen. Der geistliche Rahmen und die gemeinsamen Regeln, denen auch er sich verpflichtet weiß, gewährleisten grundsätzlich Vertrauen zwischen „Oben“ und „Unten“. Wo solches Vertrauen freilich zerrüttet ist – und mit ihm das Verständnis des Institutionellen, womöglich sogar der Glaube selbst –, wird Gehorsam bald als Qual und Hierarchie als Tyrannei empfunden. Wie leicht geht das, dass einem Führenden die Führung entgleitet und er sich selbst nicht wiedererkennt. Wer anfängt, seine Macht zu genießen, und wen immer seltener das Gefühl des hl. Martin von Tours anwandelt, wonach es schrecklich ist, vorne zu stehen, der ist der Größe und dem Anspruch seines Amtes womöglich nicht mehr gewachsen. Denn wo *der Erste* im Vollgefühl eines privilegierten Standes agiert, zerstört er den Schutzraum des Gehorsams, den er ermöglichen soll, und er verbreitet die Angst, die zu zerstreuen er angetreten war. So verkehrt sich das „Göttliche“ seines Amtes ins Gegenteil. Und es wird höchste Zeit für ihn, wieder einmal Letzter sein zu dürfen.

Christian Schuler, München